

Eine Nation von sanft Unterdrückten

Autor(en): **Hafner, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **22 (2010)**

Heft 85

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-968250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Nation von sanft Unterdrückten

Die politische Kultur der Schweiz zeichnet sich durch ihre Bedachtsamkeit aus. Der Grund: Die Bevölkerung hat die Positionen der Regierenden bis zum Masochismus verinnerlicht. Bis vor kurzem jedenfalls.

VON URS HAFNER

Die aufmunternden Worte von Politikern und Medienintellektuellen, das Land müsse sich wieder auf seine Stärken besinnen, das Positive hervorkehren und so weiter, diese Worte können nicht darüber hinwegtäuschen: Die Schweiz steckt in einer grossen Krise. Nichts ist mehr so, wie es einmal war, angefangen von der Bewunderung des Auslands für die solide Alpenrepublik bis zur sprichwörtlichen Harmonie zwischen Regierung und Regierten. Feindseligkeit und Selbstzweifel herrschen heute vor. «Die Schweiz», sagt Irène Herrmann, «ist das Opfer ihrer eigenen Geschichte geworden.»

Auf diese Geschichte wirft die in Paris aufgewachsene Genfer Historikerin – heute SNF-Förderprofessorin an der Universität Freiburg – einen so originellen wie scharfen Blick. Am Anfang ihres Forschungsprojekts zur Entstehung der modernen Schweiz – einer sozialpsychologisch inspirierten Kulturgeschichte des Politischen – steht eine grosse Frage: Woher kommt die bis zum Ende des 20. Jahrhunderts vorherrschende und im Vergleich mit den benachbarten Nationen auffällige Bedachtsamkeit der hiesigen politischen Kultur? Das Stimmvolk hat sich in den letzten hundertfünfzig Jahren beispielsweise in Fragen der Steuererhöhung oder Arbeitszeitverkürzung wiederholt gegen seine eigenen Interessen entschieden. Irène Herrmann macht in diesem Verhalten gar eine «masochistische Grundhaltung» aus. Auch bei der Ausübung von Gewalt zeichnet sich die Schweiz in ihrer jüngeren Vergangenheit im Vergleich mit dem Ausland durch Zurückhaltung aus. Der zur Gründung des schweizerischen Bundesstaats führende Bürgerkrieg (der Sonderbundskrieg 1847) forderte weniger als hundert Tote.

Woher also diese Ausgewogenheit? Der schweizerischen Regierung ist es gemäss Irène Herrmann



Hoher Demokratisierungsgrad: Doch jeder Integration einer Minderheit folgt die Diskriminierung einer anderen Minderheit. Hier eine Landsgemeinde. Bild: Keystone

– bis vor kurzem noch – gelungen, die Bevölkerung dazu zu bringen, zwei zur Identifikation mit dem Staat führende Botschaften zu verinnerlichen: «Erstens ist es in eurem zukünftigen Interesse, nicht das zu tun, was in eurem unmittelbaren Interesse ist. Und zweitens ist es in eurem Interesse, dem Wohlergehen der Gemeinschaft Sorge zu tragen, weil diese die beste Garantie für euer Wohlergehen ist», sagt die Historikerin. Wie haben die politischen Eliten diese Verinnerlichung erreicht? «Natürlich mit Gesetzgebung und Gewalt, wie alle Regierungen, aber vor allem mit Manipulationen und sanfter Repression, mit wissenschaftlichen Argumenten und dem Einsatz von Gefühlen.» Mal liessen die Eliten die Armee aufmarschieren wie während des Landesstreiks 1918 – ein in der Geschichte der Schweiz aussergewöhnliches Ereignis –, mal lobten sie den Souverän für seine Klugheit und Reife wie bei der mit überwältigenden 94 Prozent Ja-Stimmen angenommenen Steuererhöhung 1915 oder als 1958 die Initiative für die 44-Stunden-Woche mit 65 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt wurde. «Die Eliten spielten mit zwei Bedürfnissen der Regierten: Anfang des 19. Jahrhunderts appellierten sie an den Wunsch nach Würde, der aus der Frustration heraus entstand, unterdrückt zu werden, im 20. Jahrhundert an das Begehren nach Sicherheit, das aus der Angst

vor Krieg und der Verringerung des Wohlstandes genährt wurde», sagt Irène Herrmann.

Loben und Drohen

Um die eidgenössische Einheit zu sichern, betrieben die politischen Eliten eine didaktische Unterweisung der Bürger. Einfach war das nicht: Immerhin ging die moderne Schweiz 1848 aus einem Bürgerkrieg hervor, den die freisinnig dominierten und reformierten Stadtkantone gegen die katholische Innerschweiz gewannen. Mit dem Einsatz der Wissenschaften, besonders der Geschichte, brachten die Eliten die Kantone und schliesslich auch die Bürger und die weibliche Bevölkerung dazu, sich als Teil der neuen Schweiz, ja sogar sich als Staatsbürger für deren Schicksal verantwortlich zu fühlen. Die zur Heldengeschichte stilisierte, in der Urschweiz angesiedelte Gründungssaga der Eidgenossenschaft, das Rütli und der erste August (1891 erstmals begangen) boten der jungen und geteilten Nation einen gemeinsamen Identifikationsrahmen.

Im 20. Jahrhundert spielen die Machthaber – zusammen mit der Bevölkerung – vermehrt auf der Klaviatur der Gefühle. Die Schweiz, wie sie ist, wird zum Wert an sich verklärt. «Die Eliten loben und dro-

hen: «Ihr seid so gut, weil ihr Schweizer seid. Und deshalb seid ihr der einzigartigen Schweizer Freiheit wert. Wehe aber, ihr handelt nicht in unserem Interesse – dann seid ihr keine guten Schweizer mehr», sagt Irène Herrmann. Zu argumentieren, was ein guter Schweizer und weshalb die Schweiz das beste Land der Welt sei, brauche man nicht mehr, es ist einfach so. Die Symbiose von Regierung und Regierten finde einen Höhepunkt in der «Geistigen Landesverteidigung», einer das Land vom Ende der dreissiger bis zum Beginn der siebziger Jahre prägenden politisch-kulturellen Bewegung, die auf die Eigenart des Helvetischen fixiert war.

Ins Totalitäre jedoch gleitet die Schweiz nicht ab. Das Charakteristikum ihrer Geschichte ist seit dem 19. Jahrhundert ihr hoher Demokratisierungsgrad. Aber diese Demokratisierung schreitet auch im 20. Jahrhundert nicht ohne Gegenbewegungen fort. «Nach und nach werden Minderheiten ins politische System integriert – die Katholiken, die Linke, die Frauen –, die vorher ausgeschlossen waren, doch jedem Einschluss folgt eine Diskriminierung anderer Minderheiten», sagt die Historikerin. Auf die Integration der Katholiken (1891 erster katholischer Bundesrat) folgt der Ausschluss der Linken, auf deren Integration (1918 Einführung des Proporz-Wahlsystems für den Nationalrat) der Ausschluss der Frauen und auf deren Integration (1971 Frauenstimmrecht auf eidgenössischer Ebene) der Ausschluss der Fremden. In diesem permanenten Ausschiessen spiegelte sich eine kleinherzige Haltung. Lieber werfe man den Kuchen weg und esse nichts davon, als ihn mit jemandem teilen zu müssen.

Mit dem Zusammenbruch der bipolaren Weltordnung um 1990 hat sich zwischen Regierung und Regierten eine Kluft geöffnet. Neben der veränderten internationalen Situation

Die Schweiz, wie sie ist, wird zum Wert an sich verklärt.

führen zwei neuere Tendenzen dazu, dass die einst verinnerlichte Botschaft, nicht das eigene, sondern das künftige Interesse der Gemeinschaft zu verfolgen, ihre Wirkung verloren hat. Erstens der «Präsentismus»: Heute kümmere man sich nur mehr um das Hier und Jetzt, sagt Irène Herrmann. Niemand entwerfe eine staatspolitische Vision für die Zukunft. Und zweitens die «Überdemokratisierung»: «Jeder glaubt von sich, seine Meinung sei mindestens so wichtig und wahr wie das Wissen eines Spezialisten.» Die verinnerlichte Botschaft des Einzelnen laute heute: Mein jetziges Interesse und das Interesse meiner Familie sind das Interesse des Staates. ■